

# N3RDASTY

TEIL 1

DER GESCHMACK VON TRÄUMEN



Jugendroman  
ab 14 Jahren

in Farbe und Bunt

Junge Helden

Stefanie Mühlsteph

stand im Türrahmen und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Er war nicht eigensinnig, sondern dämlich. Ein dämlicher, kurzsichtiger Sterblicher.

Zorn schnürte Lukas die Kehle zu. »Was ist, wenn sie es herausfinden?« Seine Hände waren zu Fäusten geballt und er hatte nicht übel Lust, seinem Papa zu zeigen, wie gefährlich es mit ihnen werden konnte.

»Ihr seid Menschen«, sagte Papa.

»Halbmenschen«.

»Dreiviertelmenschen«, korrigierte Papa. »Und es ist nicht so, dass ihr wie eure Großmutter bei Menschen auf der Brust hockt und den Lebensatem stiehlt.« Er schüttelte den Kopf. »Ihr habt meine Träume, wenn es euch überkommt.«

Lukas verdrehte die Augen. Zum Glück war sein kleiner Bruder nicht da, der hätte Papa eine Szene gemacht, dass ihm Hören und Sehen vergangen wäre. Papa konnte sie nicht vor vollendete Tatsachen stellen. Nicht so – nicht jetzt.

»Was ist, wenn sie Jäger sind?«, setzte Lukas nach.

Papa seufzte. »Als ob ich daran nicht denken würde.« Seine Stimme war dünn, als hätte Lukas einen wunden Punkt getroffen. Ein finsternes Loch, das sie alle im Herzen trugen.

»Trotzdem.« Papas Miene wurde hart. »Sie ziehen morgen ein. Punkt!«

\*\*\*

Ich kickte einen Stein mit meiner Schuhspitze weg, die Hände tief in meine ausgewaschene Jeans versenkt und ein missmutiges Grummeln auf den Lippen.

Ein bisschen eingeschnappt war ich schon, als mich meine Mutter heute Morgen zur Schule geschickte hatte.

Was sage ich, ich war unfähig zu sprechen, so wütend war ich gewesen, als sie mich zur Tür hinausgejagt hatte.

Ich meine, wie unmenschlich war das, bitte? Die meiste Kleidung war verbrannt, und auch einige Schulbücher hatten einen tragischen Flammentod gefunden. Man hätte also vermuten können, dass ich vielleicht hätte daheimbleiben können. Ich musste den emotionalen Verlust schließlich erst verarbeiten, bevor alles wieder normal laufen konnte.

Doch so sehr ich meine Mutter auch bekniert hatte, sie war hart wie Kruppstahl gewesen und ihre Augen kalt wie Marmor. Keine Schonung

und nicht ein Stückchen Barmherzigkeit, egal wie sehr ich gebettelt hatte – was aber auch daran gelegen haben könnte, dass nicht nur ich all mein Hab und Gut verloren hatte ... und einen gewissen Anteil an diesem Desaster trug. Moritz konnte man ja kaum die komplette Schuld in seine pelzigen Schuhe schieben.

Es war *grob fahrlässig*, wie Mama es nannte. Deswegen zahlte auch die Hausratversicherung keinen einzigen Cent. Immerhin sprang die Haftpflichtversicherung für den entstandenen Schaden am Haus ein.

Gut, wenn man gegen Dummheit versichert war.

Dennoch, ich hatte – schlichtweg – voll verkackt.

Im sachten Licht der Morgensonne wirkte die rote Sandsteinfassade der Schule wie ein unbezwingbarer Feuerwall – und ich hatte zu allem Überfluss noch ein ziemlich ungutes Gefühl in der Magengegend, als ich durch das Höllentor schritt.

»Hi Greta!«, schallte es mir aus dem Klassenzimmer entgegen. Neugierige Augen musterten mich. Auf einen Schlag fühlte ich mich total unwohl in meiner Haut. Ich hätte gerne kehrtgemacht, mich in ein Mauselloch verkrochen, an einen Ort geflüchtet, wohin mir niemand folgen konnte. *Nimmerland, Hyrule, Westeros* und sogar *Mordor* kamen mir plötzlich angenehmer vor als diese Klasse und diese Menschen. Wo blieb die Zombieapokalypse, wenn man sie brauchte?!

Papier raschelte. »Wohnungsbrand durch tierische Beihilfe«, las jemand laut vor. Ich schluckte. Meine Hände wurden kalt und feucht.

Ich hatte gestern zwar ein paar Reporter gesehen, hätte aber nicht gedacht, dass das kleine Lagerfeuer es in die Printmedien schaffen würde ... bestenfalls online auf einen Platz unter dem Stichpunkt *Kurioses aus der Region*. Moritz hatte wohl doch mehr Aufmerksamkeit erregt, als ich es für möglich gehalten hatte.

»Das ist nicht wirklich passiert?!«, sagte Franziska, das Gesicht zu einer gehässigen Grimasse verzogen. Franziska, das Großmaul der Klasse. Mich hatte sie einmal Lesbe genannt, weil ich immer noch keinen festen Freund hatte. Aber selbst, wenn ich lesbisch wäre, wen interessierte das schon? Hatte sie etwa Angst, dass ich mich in sie vergucken könnte? Wahrscheinlich ja, denn Franziska hielt ziemlich viel von sich selbst. Die Klasse liebte sie ... oder besser gesagt, traute sich nicht, sich gegen sie zu stellen.

Elende Mitläufer.

Ich jedenfalls konnte Franziska so gut leiden wie einen unangekündigten Vokabeltest – und das beruhte vollends auf Gegenseitigkeit.

»Sieht so aus«, gab ich kühl zurück. Die Farben des Klassen-raums

schwammen vor meinen Augen.

Ich blickte mich hilfesuchend um, zur einzigen Person, die Franziska ungestraft über den Mund fahren konnte: Sabine. Die saß steif auf ihrem Stuhl und starrte scheinot auf das Englischbuch, das sie in den Händen hielt. Was war da los? Wieso sprang unsere Moralpolizei nicht warnend dazwischen?

Franziska zog wieder meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie setzte sich auf einen Tisch, schlug die Beine übereinander, seufzte gespielt mitleidig und warf das Haar in den Nacken. »Dann bist du ja jetzt obdachlos.« Ein Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. »Wenn du willst, spende ich dir meine abgetragenen Klamotten, großzügig wie ich bin. Die sind immer noch neuwertiger als deine Fetzen.« Ihr Blick traf mich wie ein Giftpfeil, und das Wort *obdachlos* war ein Schlag in die Magengrube.

Ich ballte meine Hände zu Fäusten und drängte die Tränen zurück. Nicht heulen, Greta! Bloß nicht losflennen; gib dir nicht auch noch diese Blöße!

»Wer will schon deine Klamotten, Franzi?« Sven trat neben mich. Mein Herz raste und für einen Augenblick kam mir die Szenerie skurril vor, wie aus einer Parodie meines Lebens. »So billig will doch niemand aussehen«, setzte er nach.

»Oh, ist das putzig, der jungfräuliche Zwerg verteidigt Gesichtselfmeter.«

Was war das? Ich starrte Sven an. Normalerweise ließ er keine Gelegenheit aus, um mir eins auszuwischen. Wobei ..., wenn ich recht überlegte ... er hasste Franziska genauso sehr wie ich. Und der Feind meines Feindes war mein Freund. Oder aber ich war, während ich schlief, durch ein winziges Wurmloch in eine andere Dimension geplumpst.

Letztere Möglichkeit kam mir verhältnismäßig überzeugend vor.

»Dich poppt man doch auch nur, weil der Puff zu teuer ist«, spuckte Sven ihr entgegen. Das hatte gesessen!

Franziska knirschte hörbar mit den Zähnen.

Heftig wurde die Tür aufgestoßen, und die Englischlehrerin betrat die Klasse – erstmalig zum richtigen Zeitpunkt.

Wir gingen alle zu unseren Plätzen und packten unsere Hefte und Bücher aus, während die Lehrerin die ersten Sätze ungerührt an die Tafel schrieb, als wäre nie etwas gewesen. Der Streit war so heftig gewesen, dass sie ihn zweifellos mitbekommen hatte, aber auch hier gab es ein ungeschriebenes Gesetz der Schule: Lehrer haben sich aus den Belangen der Schüler herauszuhalten, solange es nicht körperlich oder lebensgefährlich wurde.

Auch wenn Gewaltprävention bei uns an der Schule großgeschrieben wurde – aber ich will mal nicht kleinlich sein.

Ich blickte aus dem Augenwinkel hinter mich. Sven saß in der letzten Reihe und hielt sein Englischbuch so fest zwischen den Händen, als wäre es ein Rettungsring. Sein Gesicht glich einer Maske. So hatte ich ihn noch nie gesehen, nicht einmal während der schlimmsten unserer Streitigkeiten. Er hatte immer einen lockeren Spruch auf den Lippen, allerdings war er nie derart persönlich oder verletzend geworden.

Ich wusste nicht, was Franziska ihm angetan hatte, aber Sven verabscheute sie noch mehr, als ich sie hasste.

Und da war noch eine andere Sache, die mich beschäftigte: Warum war Sabine still auf ihrem Platz sitzen geblieben?

Der Tag schritt voran. Aus Englisch wurden Politik und Wirtschaft, die zu Geschichte und Kunst wechselten und zum krönenden Abschluss gab es Französisch, in dem ich einmal mehr mündlich eine Fünf aufgedrückt bekam, weil ich in WhatsApp meiner Mutter geantwortet hatte. Das war schon Brauchtum geworden, wobei ich meiner Mutter niemals davon erzählte. Nicht, weil sie böse werden würde, da ihre Tochter zugegebenermaßen grottenschlecht in diesem Fach war – die halbjährliche Fünf im Zeugnis hatte schon Tradition –, sondern weil ich es partout nicht hinbekam, das elfte Gebot zu befolgen: Lass dich nicht erwischen.

Meine Mutter war in der Schule ein Schlitzohr gewesen. Mit minimalem Aufwand erzielte sie maximalen Erfolg. Wie sie das hinbekommen hatte, war mir schleierhaft – und ihr wohlgehütetes Geheimnis.

Die Nachricht, die mir wieder einmal verdeutlichte, wie viel ich noch zu lernen hatte, bevor ich ein so gerissenes Wesen wurde wie meine Mutter, besagte nur, dass ich nach der Schule nach Alt-Fechenheim kommen sollte, in die Löhnunggasse 22. Alt-Fechenheim war irgendwo am Main, das wusste ich, und man kam mit der Straßenbahnlinie 11 hin.

Allerdings war das von unserer alten Wohnung aus eine gefühlte Weltreise ... und Alt-Fechenheim war eher für seine Dörflichkeit bekannt als für modernen Charme.

Was hatte mir Mama da nur wieder eingebrockt ...

Das einzig Gute an unserem offensichtlich neuen Wohnort war, dass ich bequem bis Haltestelle Zobelstraße zum Heinrich-von-Gagern-Gymnasium fahren konnte – kein Nachteil ohne Vorteil.

Von der Haltestelle Fechenheim-Post war es nur ein Katzensprung bis zum Haus mit der Nummer 22 in der Löhnunggasse. Das Haus war nicht wunderschön, aber auch nicht hässlich. Die Fassade war weiß, die Fenster wurden von karmesinrotem Sandstein umrahmt. Ein kleiner Laden befand sich am Eckeingang und aufgemalte Quadrate gaben dem Haus etwas Unverwechselbares. Nur die Satellitenschüsseln unter den Fenstern waren potthässlich.

So stand ich also vor diesem Haus und inspizierte die Namen an den Klingeln. Ein kalter Schauer durchfuhr mich, als ich den Namen Schmidt las, der neben dem Namen Richter stand. Konnte Mama tatsächlich schon unseren Namen dort angebracht haben? Oder war das vielleicht eine andere Familie Schmidt? Schmidt war schließlich ein so häufiger Familienname wie Müller, Fischer oder Weber.

Dennoch fühlte es sich nicht nach Zufall an.

Ich schluckte, nahm all meinen Mut zusammen und drückte einfach diesen verdammten Knopf. Bis zur Abendröte wollte ich nicht warten und langsam machte sich auch der Hunger bemerkbar. Wenn ich nicht unbedingt einen schlechten ersten Eindruck hinterlassen wollte, musste ich Mamas Neuen kennenlernen, bevor das reizbare Monster in mir zum Vorschein kam.

»Schmidt«, hörte ich Mamas unverwechselbare Stimme aus dem Lautsprecher.

»Hier auch Schmidt, und ich hab Hunger«, gab ich zurück.

»Ah, Greta. Komm in den zweiten Stock. Essen gibt es, sobald alle da sind.« Ein Knacken beendete die Verbindung zu dieser Wohnung, die mein neues Zuhause werden sollte. Die Tür sprang surrend auf und ich schlurfte in den zweiten Stock.

Wer waren wohl *alle*? Bis vorgestern wusste ich nicht einmal, dass Mama einen neuen Lover hatte. Hatte dieser Kerl vielleicht Kinder?

Ein unbestimmtes Gefühl grub sich eiskalt in meinen Magen und ließ einen Kloß in meinem Hals wachsen. Ich war nicht gerade berühmt dafür, schnell Freunde zu finden, und wenn dieser Kerl tatsächlich Kinder hatte – kleine Kinder womöglich noch –, konnte das in Wut und Geschrei enden. Denn ich war aus dem Spielealter definitiv raus und würde mit keiner zickigen Siebenjährigen Barbies kämmen. Wobei ich Barbie sowieso nie hatte leiden können.

Die Tür stand offen und wie eine gut erzogene Tochter zog ich meine Schuhe vor der Wohnung aus.

»Stell sie rein«, hörte ich meine Mutter brüllen. »Einfach zu den anderen Schuhen stellen ... und fühl dich hier wie zuhause.«

»Alles klar«, gab ich genau so laut zurück und schmiss nicht nur die